



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lorm, Hieronymus: Die Zukunft der deutschen Lyrik.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Zukunft der deutschen Lyrik.



Das Weltgeheimniß ist nirgendwo, es ist nicht hier  
und nicht dorten;

Es schaukelt sich, ein unschuldiges Kind, in des  
Sängers blühenden Worten.

Immermann.

Wir denken oft an eine Vergangenheit, in der wir noch nicht lebten, mit demselben Gefühl zurück, das uns bei der Erinnerung an eine glückliche Kindheit beschleicht. Sehnsucht und Wehmuth machen sich dabei unser Herz streitig; Sehnsucht nach einer Zeit, die wir ohne die Bedrängnisse und Bedürfnisse der unseren wähen, Wehmuth, daß wir uns nicht aus den Kämpfen und Drangsalen der Gegenwart in die stille Beschränkung jener Tage zurücktreten können. Wenn wir uns mit einem Zustande unbefriedigt fühlen, spiegelt uns die Phantasie von allen uns fernen Verhältnissen nur die Schönheit, nicht die Schrecken ab, wie wir von einer Landschaft aus der Ferne nur das reizende Thal und die bewaldete Höhe, nicht die Schluchten und Abgründe erblicken.

Suchen wir eines jener Bücher hervor, die vielleicht eine schon begrabene Frauenhand zum letzten Male durchblätterte und die den Titel: Gedichte von Kleist, Höltz, Gleim, Stolberg &c. führen. Zwar werden wir anfangs ein wenig erschrecken vor dem sich drohend aufrichtenden Jopf, doch wenn wir uns mit ihm vertraut machen, finden wir in jenen Poesien immer einen Bach, zu dessen Rauschen es sich

gut träumen, eine Hütte, in der es sich gut lieben, und selbst einen Schmerz, in dem es sich leicht trösten läßt. Glückliche Zeiten, die wie ein wenig bewegter See nach jedem Sonnenstrahl und jeder flatternden Libelle eine spiegelnde Empfänglichkeit boten! Glückliche Lyrik, die ihre von Blumen umrankten Pforten dem argen Friedensstörer noch nicht erschlossen hatte, der in jeder Frucht den Wurm, in jeder Blüthe den Staub, in jedem Leben den Tod findet, dem bösen Dämon, der alle Dualen heraufbeschwört, dem Gedanken! Glückliche Dichter, die noch in allen Herzen die Saiten gespannt fanden, die sie ewig am liebsten berühren werden, — Liebe und Frühling! Ein blauer Himmel wölbt sich über uns, durch den die bleichbesungne Luna schwimmt, ein rothes Dach lugt aus dem Grün hervor, wir sind rosenbefränzte Schäfer und wenn wir nur glücklich sind, was liegt daran, daß wir unter den Schafen wandeln!

Aber ein unerwarteter Gast reitet plötzlich mit schweren Schritten über unser schönes Thal. Der Himmel wird finster und sturmgepeitschte Wolken lassen unsere frommgläubigen Blicke fast verzweifeln an der Wiederkehr seiner blauen Heiterkeit; ein neuer Erlöser im dreifarbigen Gewande geht predigend durch die Welt, ein neuer Judas verräth ihn um dreißig Königreiche, auf unserem friedlichen rothen Dach sitzt der wilde rothe Hahn und die schaffellige Lyrik verstummt ganz vor dem Trompetenton der Geschichte, bis sie zum Bewußtsein kommt, daß sie, in solchen Tönen sprechend, noch das Ohr der Zeit offen finden wird. Nun besingt sie nicht mehr die „süße, heilige Natur“ und die „goldene Zeit der ersten Liebe“, sondern die Lust der Schlacht und den Tod des Helden — „des Deutschen Vaterland“ und Lützow's „wilde verwegene Jagd“. — Dies waren die ersten (?) auf den Moment berechneten, politischen Gedichte der deutschen Lyrik. Sie blieben Gedichte, trotz der Politik, weil sie sich an diese nur lehnten, ihren eigentlichen Stoff aber in allgemein menschlichen Zuständen, im Muth, in der Begeisterung fanden; sie blieben lyrisch, weil sie sich von der Empfindung nicht getrennt, sondern nur die friedlichste und seligste Beschränkung derselben mit ihren stürmischsten, aber edelsten Affecten vertauscht hatten. Die Liebe zum Weibe mußte in jenen Liedern der Liebe zum Vaterlande weichen, und das Erwachen der schlafenden Natur schien nicht so großartig, wie das Erwachen eines schlafenden Volkes. Das Gefühl für Vater-

land und Freiheit aber ist kein gelegentliches, sondern wie die Liebe zum Frühling ein ewiges, in der Menschheit begründetes und gehört der Poesie an, weil es selbst Poesie ist. So bilden jene Lieder den schroffsten Gegensatz zu denen von heute, die nicht mehr politische Gedichte, sondern erdichtete Politik sind, die nicht mehr im gefunden, freudigen Gefühl die Begeisterung für etwas bereits in der Stimmung des Volkes Vorhandenes oder durch seine allgemeine Erhebung Verwirklichtes aussprechen, sondern in krankhaft gereiztem Gefühl des Aergers und Zornes über etwas noch nicht Vorhandenes jene Stimmung und allgemeine Erhebung erst hervorbringen wollen und somit, einen praktischen Zweck verfolgend, mit den Forderungen der Poesie, die sich selbst einziger und höchster Zweck ist, im Widerspruch stehen.

Der Friede kehrte in Deutschland zurück, aber die Befriedigung hatte aufgehört. Hätten die Deutschen Napoleon betrachtet, wie der Fromme sein Schicksal, als ein gottgesandtes, das, so schrecklich es anfangs auftritt, am Ende immer zum Guten führen muß, hätten sie das Selbstbewußtsein, das er in der Nation wider Willen weckte, gehörig benützt, so wäre er ihnen ein Bileam geworden, der fluchen wollte und segnen mußte. Dem war nicht so, aber trotzdem ließ sich der einmal zur That heraufbeschworene Geist des Volkes nicht völlig mehr bannen und wenn er nur einzelne und wirkungslose Manifestationen möglich machte, so ist das erklärlich, da ein Gefangener und Gefnebelter auch nur einige schwache Hilferufe ausstoßen kann. Die tiefe Trauer der Besseren, daß die Kraft der Nation, zu deren Bewußtsein sie eben gekommen, wieder gelähmt werden sollte, konnte durch die bis zum Ueberdruß aufgefrischte Erinnerung an die geschehenen Großthaten nicht verscheuht werden.

Die Lyrik aber, die nicht mehr mit blinden Nachtwandlerschritten über die Zeit hinschwebte, sondern sich wachend und bewußt an ihre Bewegungen geschlossen und auf ihre gefährlichsten Höhen gestellt hatte, konnte von der herrschenden Stimmung, vom Schmerz, der Deutschland durchzitterte, nicht frei bleiben und so floß, als Uhland vom guten alten Recht und sein „Vorwärts“ sang, die erste Quelle jener Lyrik, die auf dem Parnas der Gegenwart ihr hochrothes, vom Winde des Augenblicks bewegtes Banner schwingt. Was aber der Lyrik eigentlich den Charakter gab, den sie seit einem Decennium be-

hauptet, sind zwei mächtig wirkende Ereignisse, ein historisches und ein poetisches, die Julirevolution und Lord Byron. Das historische Ereigniß, eine so großartige That, daß sie fast Poesie, das poetische eine so großartige Poesie, daß sie fast Geschichte geworden! Freilich ist diese Geschichte eine sich so wenig nach Außen manifestirende, so tief im Bewußtsein der Zeit, im augenblicklichen Leben der Generation ruhende, daß ein künftiges Jahrhundert zur richtigen Auffassung derselben kaum in der Literatur der Gegenwart einen vollkommen sicheren Anhaltspunkt finden wird. Wie sollte auch der geheimnißreiche Schmerzenszug, der durch die Physiognomie unserer Zeit geht, von Einem verstanden und nachempfunden werden, der nicht mit uns lebte und dem seine Zeit vielleicht glücklichere und friedensbeseeligte Züge zu bieten hat?

Es ist die Sendung großer Geister, in sich eine Entwicklung darzustellen, zu der die Menschheit erst gelangen soll, für die ihr aber der Sinn noch nicht erschlossen; es ist das Schicksal jener Geister, als unverstandene Propheten durch die Welt, als Opfer dieses Unverständes aus der Welt zu gehen. So erscheint Lord Byron als die Vorhersagung einer ihm unmittelbar folgenden Zeit, die er vielleicht nicht verursachte, aber jedenfalls unbewußt verkündete. Wir sehen in ihm einen Gottgeist mit dem für ihn schauerlichen Loos ringen, Mensch geworden zu sein. Wie der Horizont des sichtbaren Himmels sich erdenwärts zu wölben und an den wirklich dastehenden Bergen eine Stütze zu finden scheint, so verlangt der Mensch, daß der Himmel, den er als Traum, Wunsch, Ideal oder mit einem Wort als Poesie in seinem Innern trägt, sich zur Erde neigen und am wirklichen Leben eine Basis gewinnen könne. Je klarer, je allumfassender aber der Seelenhimmel jenes großen Dichters hervortrat, desto weniger vermochte die schwache Wirklichkeit diesen Himmel zu tragen, dessen Sterne von den Sümpfen der Erde nur trüb und halb erloschen zurückgespiegelt wurden. Schon die ersten Jugendtäuschungen, in alltäglichen, leicht mit der Welt versöhnten Gemüthern kaum eine Spur zurücklassend, wirkten auf Lord Byron wie die Aufforderung zum schrecklichsten Kampf mit dem Leben, das er in die engen Grenzen von Wiege und Grab einschloß, um, auf keine Zukunft hoffend, das Da sein in seiner ganzen Gräßlichkeit zu fühlen. Ihm genügte der Vorzug nicht, den der Dichter vor anderen Sterblichen

\* 65.

voraus hat, seinen Träumen dadurch eine Art Realisirung zu geben, daß er sie aussprechen kann; er hatte sich eine in allen Theilen vollendete Gedankenwelt gemeißelt, brach aber in Hohn und bittere Klagen aus, da er, unglücklicher als Pygmalion, seine Galathea nicht lebendig werden sah. Die wirkliche Welt schien ihm nun ein Spottwerk des Teufels und die Poesie nur der Beweis, daß es eine Welt geben könnte, die ein Gott erschaffen hat. Nur wenn die Natur in ihrer unbegriffenen Größe und Einfachheit mächtig zu ihm sprach, zuckte ein liches Lächeln über das Angesicht dieses gefallenen Engels. Die fast schauerliche Höhe, zu der er sich erhob, hätte der Weg zum freudigsten Einzug in den Himmel der Versöhnung sein sollen und war ihm nur das Mittel zum schmerzhaftesten Sturz auf die Erde zurück. Zu jenem durch alle Ahnungen seiner Dichterseele emporgehoben, auf diese zurückversetzt durch seine Liebe zur Menschheit und die sinnlichsten Begierden seines Menschseins, schwankte sein Herz zerrissen zwischen beiden; zu himmlisch für die Erde, zu irdisch für den Himmel.

Wer erkennt darin nicht das Vorbild einer Periode, die wir noch nicht ganz hinter uns haben, die der Zerrissenheit und des Welt Schmerzes? Die äußeren Typen des Schmerzes, die zergränten Wiesen und die langgewachsenen Bärte, wurden von der Mode sanctionirt und von der Satyre als Thorheit gegeißelt: die tiefe, am Herzen der Zeit fressende Wahrheit dieses Schmerzes aber kann von der Satyre nicht erreicht, von der Mode nicht in ihren Kreis gezogen werden und wird erst aufhören durch eine große Geschichte, durch Revolutionen, die wir zu erwarten haben.

Unser Jahrhundert war bis jetzt mehr ein einreisendes, als ein aufbauendes; es scheint dazu bestimmt, den Grund zu reinigen, auf dem ein künftiges Jahrhundert seinen Prachtbau aufführen will, und diese Arbeit durch Wegräumung verjährten Schuttes vorzubereiten. Immer mehr stürzen, wenn auch nicht in der materiellen, doch in der intelligiblen Welt die Säulen alter Institutionen, die Gebäude langgestandener Glaubenssysteme; die Vielen aber, die in diesen Gebäuden Schutz und eine beschränkte Sicherheit fanden, irren nun unglücklich und obdachlos umher, noch nicht daran gewöhnt, unter „freiem Himmel“ zu liegen. Die Seelen sind aufgeregte, in Sturm gesetzt und voll des lechzenden Dranges nach einem geistigen Del,

das sie beschwichtigen soll. Die gesteigerten Anforderungen des physischen Lebens aber, die gehäuften materiellen Bedürfnisse, die bei den Meisten das ganze Leben selbst in Anspruch nehmen, lassen diesen Drang nicht zur Befriedigung gelangen. So schwanken Alle, die durch die Vernichtungskämpfe der Zeit aus ihrer sicheren Ruhe geschreckt wurden, gleich Lord Byron zerrissen zwischen Himmel und Erde, ohne sein Talent, ohne gleich ihm dem Schmerz eine Melodie geben zu können, die das Ohr der Welt zum Lauschen, das Herz der Menge zur Theilnahme zwingt. So fühlen Alle, die mit der Zeit franken, ohne, ihr voranschreitend, durch eigene Entwicklung genesen zu können, ein tiefes, unenträthselbares Weh, aber wie Säuglinge können sie nur weinen, nicht nennen, was sie schmerzt und was ihnen Noth thut.

In der Literatur führte der Schmerz, den die Welt dem Individuum verursacht, zum Schmerz, den das Individuum um die Welt selbst empfindet. Die Träger dieses eigentlichen Welt Schmerzes in seiner Erhabenheit sind die edelsten Erscheinungen unserer Zeit, wir nennen nur: G. Sand, Lammenais, Ludwig Börne. Der deutschen Lyrik aber wurde die Lord Byron'sche Zerrissenheit erst durch Heine zugeführt, dessen Muse, weil sie die Thränen schon verweint hat, mit höhnisch lachendem Munde weint. Demnach erscheint das Weh in seinen Gedichten, an kleinliche Liebesangelegenheiten geknüpft, fast wie eine Verzerrung, wie eine Karrikatur der Lord Byron'schen GröÙe. Näher an die eigentliche Literatur des großen Briten rückte Nikolaus Lenau. Die Weltgeschichte des Schmerzes ist in seinen Dichtungen mit so erschütternden Tönen wiedergegeben, daß das stolze und resignirteste Gemüth seine Verwandtschaft mit dem allgemeinen Weh der Menschheit und der Natur herausfühlen muß, wenn es sich in diese Lieder versenkt, die aus einem schmerzlichen, durch die Schöpfung gehenden Riß hervorzquellen scheinen. Wenn Byron größere Bewunderung erweckt, so ist es, weil er mehr künstlerisches Talent besaß und seine Individualität episch und dramatisch verarbeiten konnte, was Lenau nicht vermag, der nur die äußere, sichtbare Natur, aber diese ohne Gleichen darzustellen weiß. Dieses lyrische, passive, weibliche Element in ihm, das mehr klagend duldet, als sich höhrend auflehnt, rechtfertigt die witzige Bezeichnung, die ihm ein Kritiker beilegte: die Schwester Byron's. Lenau blieb ziemlich iso-

lirt auf dem Parnasß, weil seine Weise nicht Manier und deshalb nicht so leicht nachzuahmen war. Seine aber wurde beinahe zur Schule, aus der kein Meister hervorging; denn aus dem ganzen Heer seiner Nachahmer ist ihm Keiner zur Seite gestellt worden. Indessen bildete sich, hauptsächlich von Anastasius Grün's glänzendem Beispiele verlockt, eine andere Schaar gewappneter Sänger, von denen jedoch die Meisten den Jorn für eine Muse und die Erbitterung für eine Begeisterung hielten. Die Julirevolution nämlich, die wir oben als von so großem Einfluß auf den Charakter der deutschen Lyrik bezeichneten, hatte für Deutschland weitgreifendere Wirkungen als für Frankreich, dem sie sogleich ein politisches Resultat gab, während sie bei uns die schreiendsten Wunden wieder aufriß und die stürmischsten Forderungen rege machte, ohne jenen eine gänzliche Heilung, diesen eine vollständige Befriedigung zu geben. Die politischen Gedichte, vom Blut jener Wunden, vom Schrei jener Forderungen erfüllt, machten sich geltend und wateten tiefer, als es der zarten Gesundheit der lyrischen Poesie zuträglich ist, in den unsaubersten Pfügen der Zeit. Unbekannte Dichterlinge liefen von allen Seiten herbei, ihren Namen durch die willkommene Lärmtrompete des politischen Liedes auszusprechen, Andere schlossen sich mit großem Talent und in wirklicher Begeisterung an, um am Ende das Talent genöthigt, die Begeisterung erloschen, höchstens durch künstliche Mittel angefaßt zu sehen. Es ist immer schrecklich, sein eigenstes Selbst, die Essenz seines Wesens, weil man sie an den Wagen der Zeit knüpfen wollte, am Ende von ihren fortrollenden Rädern spurlos zermalmt zu wissen. Und Herwegh, die Nachtigall als Feldtrompeter, wird an diesem Schicksal zu Grunde gehen, wenn er sich nicht von dem Fluch, der ihn an den Tageslärm fesselt, losreißen kann, um sich in die verborgenste Einsamkeit seiner Seele zu flüchten. Er, der vielleicht durch sein ernstes Talent dazu bestimmt gewesen wäre, die Zeit einer neuen Entwicklung entgegenzuführen, wird sich endlich dazu verurtheilt sehen, allen ihren Bewegungen wie ein geduldiges Lastthier nachzulaufen.

Und der Zweck der heutigen Lyrik? Die Trompeten von Jericho sind verloren gegangen und vor dem Trompetenton unserer Lyrik wird keine einzige finstere Mauer einstürzen. Je ausschließlicher in unseren Gedichten die Freiheit besungen wird, desto mehr ist zu

fürchten, daß die Freiheit immer ausschließlicher — zum Gedichte werde \*).

Die politischen Gedichte der Franzosen und Engländer, insofern sie Poesien zu sein Anspruch machen, lehnten sich immer an fertige Zustände, an Geschehenes oder der Geschichte Angehörendes, an Ereignisse und Thaten, die, wenn auch noch nicht in allen ihren weltlichen Folgen, doch als einzelne Erscheinungen für sich abgeschlossen und vollendet dastanden, denn über dem Unfertigen und erst Werden- den, das noch der lärmenden Arbeit des Tages und stündlichen Veränderungen unterworfen ist, kann die lyrische Poesie, die doch im Grunde eine reflectirende ist, nicht ruhig und beschaulich schweben, sie wird noch befeckt und erstickt vom wirbelnden Staub, den die irdischen Kämpfe aufwühlen. Nur die Geschichte, nicht die Politik kann zu lyrischen Gefühlen anregen, nur aus dem Fertigen und darum Ewigen können sich für das Individuum Schmerzen und Jubel in jener vom Erdenqualm nicht getrübbten, vom Tagesgeräusch nicht übertönten Harmonie entwickeln, die wir Poesie nennen. So gab die unglückliche Unterjochung Polens nach seinem heldenmüthigen Aufstande einen dankbaren und viel ausgebeuteten Stoff; denn nicht Freiheitsgedanken, — deren eindringlichste Sprache weder Reim noch Lied, sondern der Seufzer aus der gepreßten Brust des Volkes ist — die Thaten im Namen der Freiheit standen vor der Seele des Dichters, Thaten, die von dem Gottgeist zeugten, der die Brust der Menschheit schwellt und die den Donner des Wortes für die Nachwelt brauchten, als der Donner der Schlacht für die Mitwelt verhallt war. Und ein schöner Beruf der Poesie war es, die Thräne, die damals der Genius der Menschheit weinte, in ihren Busen aufzunehmen und aus der trostlosen Wahrheit der Geschichte, die von nutzlos vergossenem Blute spricht, das alle Wellen des schwarzen Meeres nicht von des Drängers Hand wegwaschen werden, die erhabenere Wahrheit abzuleiten, daß jenes Blut, wenn es auch keinen materiellen Sieg errang, nicht vergebens geflossen, son-

\*) Wohl bringt dein Lied, o Deutscher, aus tiefster Herzenskammer:  
Ein Fürstenherz zu sprengen, ist's nicht der rechte Hammer.  
Wohl ist's ein heil'ges Feuer, das Dich zu singen drängt,  
Doch an gesalbten Häuptern hat's noch kein Haar versengt.

Moriz Hartmann.

dern die Völker der Erde im Bewußtsein ihres Rechtes bestärkte und somit die Menschheit einen Schritt weiter brachte auf dem harten Wege, den sie zu gehen hat.

Während sich aber hier die lyrische Poesie an der Poesie der That entzündete, scheint man in Deutschland einen umgekehrten Weg einschlagen zu wollen; das Lied soll eine That wecken, die am Ende weniger etwas Poetisches, als etwas Nothwendiges wäre, nämlich die Aufhebung von Schmach und Ungerechtigkeiten, die schwer auf den Fortschritt der Nation drücken. Dafür zu wirken gehört dem kräftigen Rednerwort an, insofern das Wort überhaupt dafür wirken kann. Es ist ein schlimmes Zeichen, daß wir unter dem nun verblichenen jungen Deutschland, das sich eine ähnliche Aufgabe setzte, wohl Viele hatten, die sich, gleich Heine, ein geistreiches Spiel daraus machten, unsere inneren Erbfeinde mit zierlich neckenden, aber im Grunde unschädlichen confetti zu bewerfen, während wir den Mann entbehren, der wie Börne, ohne Ruhmsucht und Selbstliebe, nur erfüllt vom heiligen Eifer für das Recht, die ermüdende und aufopfernde Arbeit unternehmen würde, dem Volke zum Bewußtsein seines Berufes zu verhelfen und mit Liebe und mit jenem geweihten Zorn, den die Liebe gibt, jeden Schritt seiner tagsgeschichtlichen Bewegungen zu begleiten und zu bewachen. Bestimmen aber darf man die Freiheit erst, wenn man sie hat, sie muß die rechtmäßig angetraute Genossin eines jeden Volkes sein; und ist sie durchgegangen, so heißt es nur die Rolle eines lächerlichen Ehemannes spielen, wenn man, statt mit Schwert und Kolben dreinzuschlagen, bis man sie wieder hat, sich in poetische Liebesklagen ergießt: wie glücklich ihre Reize machen könnten, wenn man sie nur wieder hätte.

Dennoch ist weder der Wunsch noch die Möglichkeit vorhanden, daß die deutsche Lyrik zum gedankenlosen Fallen ihrer Kindheit zurückkehre, sich empfindungsstrunken wieder ganz in den Mai und die erste Liebe versenke und ferne vom Geräusche der Zeit einsame, wenig beachtete Pfade wandle. Im Gegentheile, je weniger unsere Zeit von äußeren Thaten und Ereignissen, je mehr sie von socialen Ideenentwicklungen bewegt, ja erschüttert wird, desto tiefer greift sie in die wichtigsten Interessen des Individuums ein, dessen Subjectivität doch immer die Urquelle der Lyrik ist. Es wird kaum Einen geben, der nicht an eine der Fragen, die sich gegenwärtig zur Entscheidung drän-

Grenzboten 1844. I.

76

gen, eine Bedingung seines eigenen Daseins geknüpft fände, nicht bei den Wunden der Zeit sein eigenes Herz bluten fühlte. Auf diese Weise trägt Jeder schon durch sein Leben bloß zur Geschichte der Zeit bei; mag er nun unbewußt sich von ihren Strömungen fortreißen lassen, oder durch eigene Kräfte stehend, das ihm vom Leben und der Zeit Gebotene in sich selbst entwickeln, lange ehe es zu weltgeschichtlicher Lösung kommt. Diese Selbstentwicklung aber, das rastlose Arbeiten an der Vollendung der eigenen Seele ist heute die Sendung, die Religion eines Jeden, der es rechtfertigen will, daß er Mensch geworden; und beneidenswerth, wenn die schaffende Kraft verliehen, die einzelnen Stufengänge seiner Entwicklung im Wort festzuhalten, als Kunstwerk darzustellen. So wird der Glaube wiederkehren, daß der Dichter, und nur der lyrische ist es in vollster Wahrheit, ein erwählter Prophet sei; so wird der Dichter, über der Zeit schwebend, dennoch ihr ewig angehören, weil er ihr den verklärenden Spiegel seiner Subjectivität vorhält, in welchem sie ihre Strebungen erfüllt und ihre Kämpfe ausgeglichen sieht.

Es scheint uns hier nothwendig, den Endpunkt anzudeuten, auf den die Bewegungen der Zeit, ja die Fortschritte der Menschheit hinwirken, und den der Dichter, ihr voranschreitend, erreicht haben muß in seinem Denken, ehe ihn die Welt körperlich in ihren Ordnungen und Einrichtungen besitz. Wir können ihn mit einem Worte bezeichnen, wenn wir sagen, daß die Philosophie, die in Hegel einen Abschluß gefunden zu haben scheint, darauf hinweist, daß sich aus dem Schutt veralteter Institutionen, die nur noch von der physischen Kraft, die den Stumpfsinn immer begleitet, aufrecht erhalten werden, daß sich aus Heidenthum, Judenthum und so weiter endlich das Geistthum entwickeln müsse. Das Christenthum, die glaubensvolle Versenkung in eine Liebesoffenbarung, hob die Empfindung auf eine Höhe, die der Begriff noch nicht erklimmen hatte, denn Christus war der empfindende Hegel, wie Hegel der denkende, begreifende Christus war. Den Begriff aber, als allgemeine menschheitliche Ueberzeugung, die im Staate zur That wird, in sich aufzunehmen, ist die Aufgabe der Welt, und den Weg dahin zu bahnen, die der Literatur. Fühlt sich aber gegenwärtig die Philosophie, wie es scheint, dazu berufen, die einsame Stube des Denkers zu verlassen, um praktisch in das Leben der Völker einzugreifen, so mag sie auch ihre

Sendung verstehen und, zum Volke heruntersteigend, auf seine Bildung wirken, indem sie sich seinem Verständnisse anschmiegt. Denn nie wird etwas für das Volk gewonnen sein, so lange es nicht fähig ist, selbst darnach zu greifen; was ihm geschenkt wird, besitzt es nicht, nur was es sich selbst errungen hat, ist sein Eigenthum.

Ob die Menschheit jemals zu jenem Endpunkte gelangen wird, ob nicht vielleicht ihr Bestehen daran geknüpft ist, daß sie ewig nach diesem Ziele schreite, wird stets unentschieden bleiben; für unseren Zweck genügt es, auf jene Einzelnen hinzuweisen, die es durch die lyrischen Ausbrüche einer entzückten und gotttrunkenen Seele kund geben, daß sie sich zur Höhe des Geistthums emporgeschwungen haben und es will uns bedünken, daß wir mit ihnen die neue Hedschra der deutschen Lyrik beginnen können.

Zu jenen Einzelnen aber gehören vor Allen: Bettina und Friedrich von Sallet.

Die Entwicklung von der Empfindung zum Begriffe, die wir oben als die der Menschheit nothwendige, bezeichnen wollten, spiegelt sich auch im Seelenleben des Einzelnen ab. Jedem Menschen ward eine Sendung, die sich ihm in der Liebe dunkel und nur halbverstanden ankündigt, die er aber, indem er die Empfindung zum Begriffe erhöht, im Geiste klar und selbstbewußt zu vollenden hat. So gelangte auch Bettina erst durch das stürmisch aufgeregte Meer der Empfindung zur ruhigen und kalten Polarhöhe des Gedankens. Das Gefühl strich, wie ein belebender Frühlingshauch, über alle Keime des Göttlichen in ihrem Gemüthe hin und entfaltete sie zur hellen Blüthe; und die Gewalt der Leidenschaft zerbrach die Muscheln, in denen die reinsten Perlen ihrer Seele verborgen waren. Der Gegenstand, dem sie diese Blüthen und Perlen zu Füßen legte, war es nicht, der das Gefühl, das sie dazu trieb, in ihr erweckt hatte. Dieses Gefühl war eine nothwendige Consequenz ihrer Natur, sie wandte es dem Ersten Besten zu, und nur ein Zufall erschien es, daß dieser der Erste und der Beste war. Sie sprach nicht in ihren Briefen, sie sang, sie weinte, sie lachte; nur der Ausdruck der Empfindung, nicht der bewußter geistiger Erkenntniß stand ihr zu Gebote, in rhythmischer Raserei umtanzte sie das Bild, auf das sie die glühendsten Entzückungen übertrug, und wenn sich unter die Jubelgesänge ihres Herzens tiefsinnige Offenbarungen mischten, so waren es eben die willenlos und unbe-

wußt ausgesprochenen eines „Kindes“, dessen Wesen noch durchdrungen ist von einer paradiesischen Lauterkeit und der Weihe einer Gottesheimath, aus welcher wir Alle stammen, von der aber das Kind noch nicht so lange getrennt ist als wir.

Doch allmählig begannen die Wellen der Empfindung sich zu legen und nun war es die Aufgabe des Geistes, die von ihnen ausgeworfenen Schätze zu sammeln und sich zum Eigenthum zu machen. Der willenlose Trieb zum Erhabenen, den die Natur dem kindlichen Gemüthe geschenkt hatte, mußte zur Erkenntniß gesteigert, vom Geiste selbst erkämpft und errungen werden. Und es ist ihm gelungen, und welche Siegestrone er sich selbst geschmiedet und aufgesetzt, davon zeigt das lyrische Gedicht in Prosa, das an den König gerichtet ist! Gleicht es nicht einer schönen Hand, die sich liebevoll ausstreckt, um Jenen, die sich nicht durch eigene Kraft auf die Höhe des Geistthums schwingen können, freundlich hinaufzuhelfen? Ist es nicht begreiflich, daß sich diese hilfreiche Hand zuerst Demjenigen entgegenstreckt, der sie am nothwendigsten braucht, — weil Tausende verpflichtet sind, seinen Schritten zu folgen und ihr Aufwärtsklimmen von dem seinen abhängig ist? (2)

Auch Friedrich v. Sallet zeigt — nur in anderer Form und auf andere Art gewonnen, denn was für Bettina Goethe, war für Sallet Christus — den Weg, den er in sich vollendete und den die Menschheit zu gehen hat. Die Welt soll erhoben werden aus dem Staube zum Lichte, bis das Diesseits schon zum gehofften, zum einzig möglichen Jenseits geworden. Nicht die Hände in den Schooß legen sollt Ihr und dumm gegen Himmel blickend, warten, bis er Euch seine nach Eueren niederen irdischen Wünschen gemodelten Seligkeiten in den offenen Mund fliegen läßt, nein! Eure Seele muß noch auf Erden den Himmel, die Höhe der Geistesentwicklung selbst erklettern, und der Tod soll nicht das Ende des Lebens, sondern seine Vollendung sein. Erst wenn jeder Mensch ein Gottmensch, die Welt, zu Gott genesen, frei in ihm sein wird, wie er in ihr, dann ist sie fertig und vollbracht. Jahrtausende vielleicht haben noch dahin zu wirken, doch schon jezt kann Jeder ein Welterlöser werden, indem er die Aufgabe der Menschheit erst in sich zur Vollendung bringt und, diese Vollendung in Wort oder That der Anschauung darstellend, dazu hilft, „Gott dem Herrn sein Volk bereiten!“ So hat Sallet seine Mission

verstanden, so hat er sie im „Laienevangelium“ erfüllt und damit der Lyrik, dem begeisterten Ausdruck individueller Entwicklung, eine Bahn vorgezeichnet, die sie nicht nur gehen soll, sondern nach den Fortbewegungen der Zeit nothwendig wird gehen müssen. Der arme Sallet! Er ist gestorben, ehe es ihm vergönnt war, in seiner Nation zu leben; als er fertig war und die Welt überwunden hatte, mußte auch sein irdisches Theil sie verlassen. „Es war vollbracht!“

„Sein ganzes Leben, um des Geistes Fort  
War's eine rasche, heiße Siegerschlacht,  
und eine Völkerzukunft jedes Wort!“

(Laienevangelium.)

Noch machen ihm ein Herwegh, ein Bruß sein heiliges Recht auf die Gesamtanerkennung der Nation streitig und erst, bis diese zum Bewußtsein gekommen sein wird, daß ihr Heil nicht von den unreifen Declamationen unserer sogenannten politischen Dichter ausgehen wird, sondern von Jenen, deren reinigende Gedankenflammen aus dem tiefsten Schacht einer schon auf Erden zu Gott heimgekehrten Seele hervorbrechen, wird Sallet mit Allen, die ihm zur Seite stehen werden und wie er nach dem, was ewig ist, gerungen haben, durch sein Volk schreiten und die Zukunft der deutschen Lyrik wird zur Gegenwart geworden sein! —

(Aus Oesterreich.)

Hieronymus Xorm.